

Gustava Kaplan, Jüdin, *1913 – KZ Ravensbrück / Außenlager Malchow

Ulrich Kasten

Aus dem Nebel tauchte der Lagerzaun auf – Stacheldrahtreihen, die zwischen Pfosten aus Eisenbeton gezogen waren. Baracken bildeten breite, gerade Straßen. In dieser Einförmigkeit kam die ganze Unmenschlichkeit des riesigen Lagers zum Ausdruck. Unter den Millionen russischer Bauernhütten gibt es nicht zwei Hütten, die einander völlig gleichen, es kann sie auch nicht geben. Alles Lebendige ist einmalig. Zwei Menschen, zwei Heckenrosenbüsche können nicht identisch sein. Das Leben verdorrt dort, wo man versucht, wo man mit Gewalt versucht, seine Eigenarten und Besonderheiten auszulöschen.

Wassili Grossman: „Leben und Schicksal“

Aus dem Zeugenbericht von Gustava Kaplan

„In Ravensbrück bekamen wir nach dem Bad neue Kleidungsstücke, eher Lumpen, und wurden zu einem Block geführt, wo wir drei Wochen in Quarantäne gehalten wurden. In jedem Bettgestell schliefen sechs Personen.

Nach einem weiteren Appell wurden Leute für die Arbeit in einer Munitionsfabrik bei Malchow ausgesucht. Es waren die Aufseherinnen, die davon sprachen.

Als wir nach Malchow kamen, mussten wir wieder ins Bad. Dort bekamen wir bessere Kleidung, warme Unterwäsche, warme Strümpfe und eine ordentliche Mütze. Alles war gestreift, die Röcke wie auch die Blusen. Es kam sogar vor, dass wir neue Sachen bekamen. Von den 300 Frauen, die nach Malchow kamen, wurden die kräftigsten zur Arbeit in den Fabriken ausgesucht; was mit den anderen passierte, weiß ich nicht. Als wir ankamen, war es ein verlassenes Lager mit ungefähr 25 Blöcken. An den Wänden gab es französische Schriftzeichen, wahrscheinlich saßen hier vor uns französische Gefangene, Frauen und Männer. Jeder Block hatte acht Abteilungen, in der jeweils 24 Personen wohnten, jede hatte ihr eigenes Bett. Wenn eine Aufseherin kam und sah zwei in einem Bett, schlug sie hart zu. Was sie dabei dachte, weiß ich nicht, aber sie schlug fürchterlich zu.

Wir bekamen Kohle zum Heizen. Es gab auch zwei *sztubowe* (Helferinnen der Blockaufseherin) für den ganzen Block, und über denen dann die tschechische Blockaufseherin. Sie war abscheulich, sie ertrug keine Polinnen. Das Essen ging noch: wir bekamen einen halben Liter ordentliche Suppe, für drei Personen gab es

ein Brot, aber als danach neue Transporte kamen, wurde es schlechter – schließlich gab es für acht Personen nur noch ein Brot. Es kamen viele neue Gefangene – einmal 3000, ein andermal 1000; das war dann nicht so gut für uns. Die Neuankommlinge schliefen auf dem Fußboden auf Stroh – alle bekamen eine Decke. Das Lager, das außerhalb der Stadt lag, war mit einem Stacheldrahtzaun umgeben.

Mitten im Wald vier Kilometer vom Lager lag eine Munitionsfabrik, in der wir arbeiteten. Der Chef des Blocks, ein älterer Deutscher, der den Gefangenen gut half, wie es eben ging, folgte uns zur Fabrik. Die Vorarbeiterinnen (*anweiserki* / Instruktorinnen), weibliche deutsche Gefangene, die eine höhere Position hatten, waren gefährlich. Sie verlangten von uns viel mehr als die zivilen Vorarbeiter.

In den Fabrikwerkstätten arbeiteten auch männliche Gefangene, die nicht in unserem Lager waren. Wir arbeiteten in zwei Schichten: eine Woche nachts, eine Woche tags. Vor Ostern mussten wir einmal eine Woche tags und nachts arbeiten. Gott bewahre, wenn da jemand einschief. Wir schafften es kaum, auf den Beinen zu stehen. Die Vorarbeiterinnen wurden abgelöst, wir aber bekamen unser Essen in der Fabrik (eine halbe Stunde hatten wir fürs Mittags-, eine halbe Stunde fürs Abendessen; das Essen erhielten wir kalt). Wir waren so müde, dass wir diese halbe Stunde anstatt zum Essen fürs Schlafen nutzten. Meine Arbeit bestand darin, Gewehr-kugeln in Schachteln zu packen, weil ich diese Arbeit schon kannte und das sehr schnell gemacht werden musste. Wir arbeiteten in Bunkern. Die Fabrikationsstätten waren auch getarnt und in Bunkern eingerichtet. Ich arbeitete mit sieben Personen zusammen und war die achte. Wir mussten 3000 Kugeln schaffen. Wenn wir das nicht schafften, war das sehr schlimm. Der Chef kam dann und war böse wie eine Hornisse – aber wir wurden nicht geschlagen. Die Arbeit war sehr gefährlich und wir mussten sehr vorsichtig sein. Der kleinste Fehlgriff konnte zu einer Explosion führen. Es gab viele Verletzte, viele hatten keine Augen oder Arme mehr.“

Am 16. Januar 1946 gab Gustava Kaplan im südschwedischen Dorf Troedstorp der Protokollantin Krystyna Karier einen Bericht über ihre Leidenszeit, die am 28. Oktober 1942 im Ghetto Krakau begann und nach ihrer Befreiung durch das Schwedische Rote Kreuz am 1. Mai 1945 in Malmö endete. Krystyna Karier, selber ehemaliger KZ-Häftling, war Mitarbeiterin in Zygmunt Łakociński's *Polska källinstitutet – Polski Instytut Źródłowy* (Polnisches Quelleninstitut) in Lund. Łakociński war ein polenstämmiger schwedischer Hochschullehrer, der bereits nach dem Überfall auf Polen 1939 das *Polska källinstitutet* in Lund gründete, um Berichte, Dokumente usw. über die unter deutscher Besatzung in Polen begangenen Verbrechen zu sammeln. Als 1945 etwa 15000 Polen und Polinnen aus deutschen Arbeits- und Konzentrationslagern, darunter auch einige tausend Frauen aus dem KZ-Ravensbrück, nach Schweden kamen, gründete Łakociński eine Arbeitsgruppe mit dem Ziel, möglichst viele Überlebende in ihrer Eigenschaft als „Zeitzeugen“ zu befragen, um ihr

Schicksal und die Verbrechen der Täter nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Die Protokollanten, überwiegend ehemalige KZ-Häftlinge, waren wissenschaftlich geschult; für die Befragungen wurden mit Historikern Richtlinien entwickelt, die ein Höchstmaß an Objektivität gewährleisten sollten. Die Protokollantinnen durften auf Grund historischer Fakten oder ihrer eigenen Erfahrungen Aussagen kritisch kommentieren (nicht verändern!) oder ergänzen, wie es Krystyna Karier (Rav.-KZ Nr. 11399) bei diesem Protokoll vermerkt, indem sie auf die Oberlagerführerin Luise Danz (tätig zunächst im Lager Majdanek, dann ab Mitte 1944 „der Schrecken“ im Lager Plaszow/Auschwitz) hinweist, die „Korruption, Bestechung, Chaos und Rechtlosigkeit im Lager Malchow verbreitet habe“ und die ihren sadistischen Neigungen wahllos freien Lauf ließ.

Im Unterschied zu den meisten anderen Zeugenberichten¹ finden sich hier nicht ausführliche Schilderungen von Gewalt, Folter, Hunger, Krankheit und Mord in ihren grauenerregenden und fürchterlichen Einzelheiten. Aber all dies muss Gustava Kaplan bereits vorher erlebt haben. So gibt sie über das Ghetto Krakau zu Protokoll:

„An diesem Tag wurden alle Bewohner des Ghettos gezwungen, sich auf dem Marktplatz zu versammeln. Diese Aktion wurde von Kommandant Gött mit einer großen Anzahl von Gestapo-Männern durchgeführt. Als Mütter darum baten, ihre Kinder bei sich behalten zu dürfen, antwortete Gött, dass diese am nächsten Tag nachkommen würden (was natürlich nicht geschah). Viele Menschen wurden an Ort und Stelle erschossen; das Blut floss in Strömen, alle sahen das. Diejenigen, die man ausgesucht hatte, wurden auf LKWs verladen zu einem Güterzug gefahren. Bis heute weiß niemand, was mit ihnen geschehen ist. An diesem Tag verschwanden 20000 Menschen“.

Über die Zeit im Lager Auschwitz berichtet sie wieder eher sachlich:

Als wir nach Auschwitz kamen, wurden wir zunächst wieder ins Bad gebracht. Danach wurden uns die Haare abgeschnitten und Kleidungssetzen wurden ausgeteilt. Die, die groß waren, bekamen zu kleine und die Kleinen bekamen zu große Kleidungsstücke. Obwohl es noch April war, erhielten wir Sommerbekleidung. Beim Appell mussten wir zu fünft in einer Reihe stehen und wir drückten uns aneinander, weil es kalt war. Aber nicht einmal das war erlaubt und auch dafür bestrafte uns die Aufseherinnen.

Ich arbeitete in einem „Außenkommando“... Ich schleppte Ziegelsteine, irgendetwas bauten sie. Wir arbeiteten ohne Pause von 8 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags. Als Hauptmalzeit bekamen wir um 5 Uhr Kohlrübensuppe. Danach bekamen wir ein Stück Brot (ein Achtel von einem Brotlaib), Margarine und 30 gr. Wurst oder Marmelade.

1 vgl. *Röster från Ravensbrück* (Stimmen aus Ravensbrück): <http://www.siberian-studies.org/publications/PDF/szulc.pdf>

Beinahe täglich wurde eine große Anzahl zur Selektion abgeholt, wir hatten fürchterliche Angst. Es gab Appelle, bei denen Dr. Mengele aussortierte und die aussuchte, die getötet werden sollten, sogar die, die Pickel hatten oder hinkten. Wenn er kam, mussten wir immer nackt dastehen.

Was mag Gustava Kaplan in den drei Jahren noch erlebt und durchlitten haben, worüber sie nichts sagt – drei Jahre Schicksal auf drei Seiten Protokollpapier! Sie hat „großes Glück“ gehabt, ein Ausdruck, der immer wieder von Überlebenden gebraucht wird. Von den Millionen jüdischer Polen und Polinnen haben nur wenige den Holocaust überlebt. In ihre polnische Heimat ist sie nicht zurückgekehrt, ein jüdisches Krakau gab es nicht mehr.

Das Außenlager Malchow

Ein Land, das die Absicht hat, Krieg zu führen, braucht eine Rüstungsindustrie, d.h. Produktionsstätten für Waffen und Munition. Der NS-Staat selber trat nicht als „Produzent“ auf, aber er fungierte als „Auftraggeber“. Es entstand somit eine „unheilige Allianz“ von Reich, Heer (OKH), Wirtschaft und einzelnen Industrieunternehmen. Die DAG (Dynamit-Nobel-Aktien-Gesellschaft) in Troisdorf b. Köln, an der auch der Flick-Konzern beteiligt war, erhielt den Auftrag für Planung, Aufbau und Durchführung einer solchen Produktionsanlage bei Malchow/Mecklenburg. Diese Verquickung staatlicher und privatwirtschaftlicher Interessen führte zu bedeutenden Gewinnen, die zum Teil in die Zeit nach 1945 „rübergerettet“ werden konnten. Besonders lukrativ war das „Geschäft“ mit Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen, wobei an letzteren besonders die SS reichlich verdiente. 1944 gab es im Reich etwa 140 derartige Betriebe.

Folgende Umstände sprachen für den Standort Malchow: das strukturschwache ländliche Umfeld, die verkehrsgünstige Lage an mehreren Fernstraßen und einer Bahnlinie, der unerschöpfliche Wasservorrat für die Waffenproduktion und die geschützte Lage in einem Waldgebiet. Für den Ort bedeutete dies zunächst einen wirtschaftlichen Aufschwung, auch wenn später Bedenken wegen der Gefährdung durch Explosionen und Bombenangriffe und wegen des durch Ausgebombte immer größer werdenden Mangels an Wohnraum geäußert wurden. 14 Firmen mit etwa 4000 Beschäftigten waren beim Aufbau der Produktionsanlagen beschäftigt. Die Standortgutachten lagen bereits 1937 vor, 1939 wurde mit der Befüllung von Bomben mit Sprengstoff begonnen, aber erst 1943 waren die letzten Gebäude fertig gestellt. Für die deutschen Beschäftigten hatte man „freundliche Wohnanlagen“ errichtet, es wurde von „gepflegtem Terrain“, einer ausgezeichneten medizinischen Versorgung und guten sozialen und kulturellen Einrichtungen berichtet.

Für die Kriegsgefangenen im „Russenslager“ und für die Frauen aus dem KZ-Ravensbrück sah das natürlich ganz anders aus. Diese hausten zusammengepfercht

in elenden Baracken und feuchten Bunkern, von doppelten Elektrozäunen umgeben und durch Wachtürme gesichert. Geplant war die Unterbringung von 1000 Frauen; aber bald gab es eine dreifache Überbelegung, was zu chaotischen Zuständen in allen Bereichen führte. Diese wurden besonders unerträglich, als zu Kriegsende Tausende von Frauen aus KZ-Lagern hinzukamen, die man beim Vormarsch der Roten Armee evakuiert hatte.

Durch die steigenden Verluste bei der Wehrmacht mussten immer mehr Männer eingezogen werden, so dass es einen ständig wachsenden Bedarf an Arbeitskräften gab. Auch wenn sich – durch Versprechen angelockt – Personen aus den besetzten Ländern freiwillig zum Arbeitseinsatz im Reich meldeten, bestand ein großer Teil der Arbeitskräfte neben KZ-Häftlingen und Gefangenen aus Zwangsarbeitern, Menschen die einfach in einem Ort oder auf einer Straße im besetzten Osteuropa „eingesammelt“ und nach Deutschland deportiert wurden.

1941 gab es 2300 Beschäftigte, aber Ende 1944 arbeiteten bereits etwa 5300 Personen in den Fabrikationsanlagen, davon waren 69% Frauen und 62% Ausländer, darunter 1200 bis 1400 weibliche KZ-Häftlinge und 1300 „Ostarbeiter“. Am 30. April 1945 wurde die Produktion eingestellt, am 2. Mai das Lager befreit.

Wie auch bei anderen Anlagen, in denen Kriegsgüter hergestellt wurden, wurde auch hier alles Verwertbare demontiert, der Rest gesprengt. Nach der Wende besaß der DAG-Nachfolger die Unverfrorenheit, Restitutionsansprüche zu stellen, weil man ja seinerzeit „das Gelände rechtmäßig erworben habe“. Über die damals gemachten Gewinne oder über das Angebot einer angemessenen Entschädigung für die ausgebeuteten Häftlinge und Zwangsarbeiter wurde – soweit ich weiß – nicht geredet.